

Support, not suspicion

Der vatikanische Konflikt mit US-amerikanischen Ordensfrauen

Ordensfrauen in den USA stehen unter Verdacht. Anders als sonst wird dieser Verdacht nicht von außen an sie herangetragen, weil etwa ihr Lebensstil Kopfschütteln hervorruft, weil es angesichts einer Ideologisierung von Geld, Konsum und Machtsteigerung schlicht und einfach unverständlich ist, dass sich intelligente, unabhängige und gut ausgebildete Frauen um Obdachlose, Stricher, Prostituierte oder Straßenkinder kümmern. Es sind auch nicht staatliche Institutionen, die US-amerikanische Ordensfrauen aus öffentlichen Einrichtungen verdrängen wollen, weil sie als Professorinnen in Theologie und anderen Wissenschaftsdomänen Wissenschaft von einer christlichen Weltansicht aus betreiben und der Staat Angst hätte, dass damit die in den USA so hoch gehaltene Trennung von Staat und Religion unterlaufen würde. Es ist nicht die amerikanische Gesellschaft, die die Ordensfrauen beargwöhnt. Diese weiß darum, dass ohne die Ordensfrauen (und Ordensmänner) nicht wenige Unis schließen und das Gesundheits- und allgemeine Bildungssystem in den USA einbrechen würde (vgl. www.aNunsLife.org). Mirjam Schambeck sf

Die Ordensfrauen in den USA werden vielmehr von den eigenen Leuten verdächtig, spricht von der Kirche, in der sie sich engagieren, von vatikanischen Behörden und von nicht wenigen US-amerikanischen Bischöfen, die es eigentlich besser wissen müssten. Auch wenn die vatikanische Visitation einerseits und die lehramtliche Untersuchung des LCWR (Leadership Conference of Women Religious), also der größten Vereinigung der Ordensoberinnen in den USA, andererseits den amtlichen Beginn des Verdachts markieren, datiert er früher und reicht tiefer als die offiziellen Stellungnahmen. Je genauer man die Prozesse analysiert, desto deutlicher zeigt sich, dass das vielfältige Engagement der Ordensfrauen und ihr tief in der Welt verwurzelter Einsatz für Gott und die Menschen Anlass für die Verdächtigungen sind, die von der Amtskirche an die Ordensfrauen in den USA herangetragen werden. Mit anderen Worten geht es

beim Konflikt der vatikanischen Behörden mit den US-amerikanischen Ordensfrauen im Grunde um die Frage nach der angemessenen Kontextualisierung des Evangeliums – theologisch gesprochen –, um die Frage der Inkulturation des Christseins heute. Die Art und Weise, wie dies die US-amerikanischen Ordensfrauen seit dem II. Vatikanum mutig gewagt haben, stößt im Vatikan und in erkonservativen Kreisen der Kirche und Gesellschaft Amerikas bitter auf. Elizabeth A. Johnson, Ordensfrau, international renommierte und vielfach ausgezeichnete systemati-

Mirjam Schambeck sf

Dr. theol., Professorin für Religionspädagogik und Religionsdidaktik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i.Br., Mitglied der Arbeitsgruppe Ordenstheologie der DOK (Deutsche Ordensobernkongress).

sche Theologin an der Fordham University/New York City, spricht von tiefliegenden Ängsten seitens der Bischöfe. Nicht wenige von ihnen würden aus Angst vor diesen gebildeten und engagierten Ordensfrauen das Gespräch verweigern. Angst, Abschottung, aber auch autoritär verfügte und einsam entschiedene Maßnahmen sind keine hilfreichen Instrumente, wenn es um Fragen geht, die das Gespräch und gemeinsame Ringen brauchen.

Insofern lohnt ein Blick auf die Geschichte dieser beiden Prozesse (vgl. *Mallon* 2012, 63–85; *Schneiders* 2011, 1–27), um an ihnen den eigentlichen Konflikt zu illustrieren, der nicht nur die US-amerikanischen Ordensfrauen betrifft, der auch nicht nur ein ordentheologisches Thema ist, sondern die grundsätzliche Frage aufwirft, wie Christsein heute möglich ist, wie die Impulse des II. Vatikanums aufgegriffen und das Evangelium in der Welt von heute gelebt werden kann, so dass die lebensstiftende Kraft des Glaubens für die Menschen relevant und lebensbedeutsam wird.

DIE VATIKANISCHE VISITATION US-AMERIKANISCHER ORDENSFRAUEN

Kardinal Franc Rodé, der damalige Präfekt der „Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens“, leitete am 22.12.2008 eine dreijährige apostolische Visitation amerikanischer Ordensgemeinschaften ein. Eine erste Auffälligkeit bestand darin, dass diese Visitation nicht die Männergemeinschaften betraf, sondern ausschließlich auf die Frauen gerichtet war. Als Grund und Ziel der Visitation gab Rodé in einem zwei Monate später, am 02.02.2009, veröffentlichten Schreiben

an die Generaloberinnen in den USA an, die „Qualität“ des Lebens der apostolischen Kongregationen der Ordensfrauen in den USA zu überprüfen (vgl. hierzu und zum Folgenden www.apostolicvisitation.org/en/materials mit den entsprechenden Unterseiten).

Die Visitation umfasste drei Phasen. Ihr Ergebnis wurde in einem Abschlussbericht zusammengefasst, der bis heute nur den entsprechenden vatikanischen Behörden bekannt ist und weder an die betroffenen Gemeinschaften und deren Leiterinnen noch an die einzelnen Ordensmitglieder kommuniziert wurde. Die Visitation betraf fast 400 Ordensgemeinschaften. In einer ersten Phase, die sofort nach Einleitung der Visitation begann und bis zum 31.07.2009 andauerte, wurden ausgewählte Generaloberinnen, deren Kongregationen Generalate, Provinzialate oder Formationszentren in den USA hatten, zu direkten Gesprächen mit der vom Vatikan ernannten Visitatorin, Mutter Mary Clare Millea ASCJ, gebeten.

In der zweiten Phase vom 18.09.2009 bis zum Frühjahr 2010 mussten umfangreiche Fragebögen ausgefüllt werden. Diese umfassten soziodemographische Daten, die zwar erstaunlich, aber nicht unüblich waren, wie z.B.: wie viele Schwestern mit ewigen Gelübden in der Gemeinschaft leben, wie viele Eintritte in den letzten zehn Jahren zu verzeichnen waren, und wie viele Frauen davon blieben, aus welchen Ethnien sich eine Gemeinschaft zusammensetzt u. a.

KONTROLLE STATT ERMUTIGUNG

Außergewöhnlich aber muteten die Fragen nach der Art und Weise des Gemeinschaftslebens an, dem Leitungsstil oder auch dem spirituellen Le-

sche Theologin an der Fordham University/New York City, spricht von tiefliegenden Ängsten seitens der Bischöfe. Nicht wenige von ihnen würden aus Angst vor diesen gebildeten und engagierten Ordensfrauen das Gespräch verweigern. Angst, Abschottung, aber auch autoritär verfügte und einsam entschiedene Maßnahmen sind keine hilfreichen Instrumente, wenn es um Fragen geht, die das Gespräch und gemeinsame Ringen brauchen.

Insofern lohnt ein Blick auf die Geschichte dieser beiden Prozesse (vgl. *Mallon* 2012, 63–85; *Schneiders* 2011, 1–27), um an ihnen den eigentlichen Konflikt zu illustrieren, der nicht nur die US-amerikanischen Ordensfrauen betrifft, der auch nicht nur ein ordentheologisches Thema ist, sondern die grundsätzliche Frage aufwirft, wie Christsein heute möglich ist, wie die Impulse des II. Vatikanums aufgegriffen und das Evangelium in der Welt von heute gelebt werden kann, so dass die lebensstiftende Kraft des Glaubens für die Menschen relevant und lebensbedeutsam wird.

DIE VATIKANISCHE VISITATION US-AMERIKANISCHER ORDENSFRAUEN

Kardinal Franc Rodé, der damalige Präfekt der „Kongregation für die Institute geweihten Lebens und für die Gesellschaften apostolischen Lebens“, leitete am 22.12.2008 eine dreijährige apostolische Visitation amerikanischer Ordensgemeinschaften ein. Eine erste Auffälligkeit bestand darin, dass diese Visitation nicht die Männergemeinschaften betraf, sondern ausschließlich auf die Frauen gerichtet war. Als Grund und Ziel der Visitation gab Rodé in einem zwei Monate später, am 02.02.2009, veröffentlichten Schreiben

an die Generaloberinnen in den USA an, die „Qualität“ des Lebens der apostolischen Kongregationen der Ordensfrauen in den USA zu überprüfen (vgl. hierzu und zum Folgenden www.apostolicvisitation.org/en/materials mit den entsprechenden Unterseiten).

Die Visitation umfasste drei Phasen. Ihr Ergebnis wurde in einem Abschlussbericht zusammengefasst, der bis heute nur den entsprechenden vatikanischen Behörden bekannt ist und weder an die betroffenen Gemeinschaften und deren Leiterinnen noch an die einzelnen Ordensmitglieder kommuniziert wurde. Die Visitation betraf fast 400 Ordensgemeinschaften. In einer ersten Phase, die sofort nach Einleitung der Visitation begann und bis zum 31.07.2009 andauerte, wurden ausgewählte Generaloberinnen, deren Kongregationen Generalate, Provinzialate oder Formationszentren in den USA hatten, zu direkten Gesprächen mit der vom Vatikan ernannten Visitatorin, Mutter Mary Clare Millea ASCJ, gebeten.

In der zweiten Phase vom 18.09.2009 bis zum Frühjahr 2010 mussten umfangreiche Fragebögen ausgefüllt werden. Diese umfassten soziodemographische Daten, die zwar erstaunlich, aber nicht unüblich waren, wie z.B.: wie viele Schwestern mit ewigen Gelübden in der Gemeinschaft leben, wie viele Eintritte in den letzten zehn Jahren zu verzeichnen waren, und wie viele Frauen davon blieben, aus welchen Ethnien sich eine Gemeinschaft zusammensetzt u. a.

KONTROLLE STATT ERMUTIGUNG

Außergewöhnlich aber muteten die Fragen nach der Art und Weise des Gemeinschaftslebens an, dem Leitungsstil oder auch dem spirituellen Le-

ben. Hier wurde kleinschrittig abgefragt, wie viele Schwestern alleine lebten, wie viele regelmäßig an der Eucharistie, an Gebets-, Mahlzeiten oder Rekreationen teilnahmen, wie Disziplinierungsmaßnahmen durchgeführt wurden, falls eine Schwester öffentlich mit den Lehren der Kirche oder den Entscheidungen der Kongregation nicht übereinstimmte, welche Texte und Autoren im Formationsunterricht verwendet wurden, ob Schwestern regelmäßig das Bußsakrament empfangen, wie sie die Marienfrömmigkeit pflegten, ob die Eucharistiefeier durch Rituale ersetzt wurde, um nur einige Beispiele zu nennen. Für Empörung sorgten Fragen des Teils C, die sowohl gegen kirchliches als auch gegen in den USA geltendes Recht sprachen und die Privatsphäre der Schwestern massiv verletzen. Die Generaloberinnen sollten hier Zusammenstellungen mit detaillierten Daten der Schwestern bis hin zu deren Telefonnummern abgeben und über den genauen finanziellen Status bzw. die finanziellen Aktivitäten der letzten zehn Jahre im Einzelnen Rechenschaft ablegen. Vor allem diese Fragebögen trugen dazu bei, die Visitation als Kontrollinstrument ersten Ranges zu erleben und endgültig nicht mehr als Möglichkeit der kirchlichen Ermutigung und Unterstützung zu verstehen. Einige Generaloberinnen suchten deshalb rechtlichen Rat und erreichten, dass zumindest die Fragen nach den finanziellen Einkünften und den persönlichen Daten der einzelnen Mitglieder nicht beantwortet werden mussten.

Die dritte Phase der Visitation dauerte von Frühjahr 2010 bis Ende 2010 an und bestand in Besuchen der Visitatorin bzw. ihres Teams vor Ort. Wie oben schon bemerkt wurde, erfuhr keine der besuchten Kongregationen seitdem etwas über den Inhalt des Abschlussberichts der Visitatorin, der als vertraulich eingestuft an die vatikani-

schen Behörden weitergeben wurde. Es gab auch keine weiteren Gespräche mit den Verantwortlichen oder den Mitgliedern der Gemeinschaften. Die Visitation wurde lediglich mit einem Brief vom 09.01.2012 für abgeschlossen erklärt.

LEHRAMTLICHE UNTERSUCHUNG DES LCWR – EIN DIFFUSES VERFAHREN MIT OFFENEM AUSGANG

Noch während der Visitation, nämlich am 10.03.2009, erreichte die „Leadership Conference of Women Religious“ (LCWR), die Nachricht, dass die Glaubenskongregation ein Lehrverfahren bezüglich der Initiativen der LCWR durchführen wird. Die LCWR ist die wichtigste offizielle Vertretung amerikanischer Ordensfrauen mit fast 1500 Mitgliedern, die mehr als 80% der 57.000 US-amerikanischen Ordensfrauen repräsentieren und 1956 gegründet wurde. Ihr gegenüber steht seit der offiziellen Bestätigung durch den Vatikan im Jahr 1995 – aber eigentlich noch viel früher, denn ihre Gründung reicht bis in die Anfänge der LCWR zurück – die konservative, kleine, aber finanzstarke und vom Vatikan außerordentlich stark geförderte und präferierte Vereinigung der „Conference of Major Superiors of Women Religious“ (CMSWR).

Das Lehrverfahren gegenüber der LCWR betraf folgende Punkte: die Frauenordination, Fragen der Ökumene und des interreligiösen Dialogs sowie der Homosexualität (vgl. <http://ncronline.org/print/12804>). Als Leiter der Untersuchung ernannte der zu dieser Zeit zuständige Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal William Joseph Levada, der zuvor zehn Jahre lang Erzbischof von San Francisco war, den damaligen Bischof von Toledo/Ohio, Leonard P. Blair. Blair war Mit-

glied der Glaubenskommission der US-amerikanischen Bischofskonferenz. Das Lehrverfahren erfolgte in Absprache mit Kardinal Rodé und der von ihm eingeleiteten Visitation, jedoch ohne Rücksprache der Bischöfe, in deren Diözesen die Mitglieder des LCWR lebten. Auch die Ergebnisse dieses Verfahrens sind bis heute nicht an die Verantwortlichen der LCWR kommuniziert worden. Obwohl Bischof Blair erklärte, dass seine Aufgabe erfüllt sei, ist unklar, ob noch weitere vaticanische Anfragen zu erwarten sind.

So sehr die Chronologie und das konkrete Procedere dieser beiden Prozesse für sich spricht, so liegen ihnen im Grunde theologische Fragen zugrunde, die von enormer Sprengkraft nicht nur für das Ordensleben, sondern für das Christentum insgesamt sind: die Frage, wie die Kontextualisierung des Evangeliums heute gelingen kann, also die Frage nach der Inkulturation sowie die Frage nach dem Verhältnis der unterschiedlichen „theologischen Orte“, der sogenannten *loci theologici*, die sich hier in der Verhältnisbestimmung von Lehramt und dem *sensus fidelium* zuspitzt.

DER KONFLIKT UM DIE KONTEXTUALISIERUNG DES EVANGELIUMS: DAS INKARNATORISCHE PRINZIP WIDER EINE ENTWELTLICHUNGSMENTALITÄT

Amerikanische Ordensfrauen haben sich durch die Impulse des 2. Vaticanum, das Evangelium für heute auszusagen, radikal anfragen lassen: **Kontextualisierung als kirchlicher Auftrag.** Nicht nur das Ordensdekret *Perfectae Caritatis*, sondern auch die Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* und vor allem die Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes*, wurden von den Frauenge-

meinschaften in den USA als kirchlicher Appell gelesen, das *aggiornamento* der Botschaft Jesu zu wagen. Dadurch blieb kaum etwas so, wie es war. Liebgewordene Sicherheiten wurden aufgegeben, Prestige und in herkömmlichen Arbeitsfeldern, wie Schulen, Internaten und Krankenhäusern, erworbene Einkünfte waren die Schwestern bereit und willens, hinter sich zu lassen. Junge Schwestern wurden zum Studium geschickt – in nicht wenigen Gemeinschaften gilt der Bachelorgrad als Eintrittsvoraussetzung –, um den gesellschaftlichen Herausforderungen durch professionelles Know-How besser gerecht zu werden. Der Einsatz für soziale Gerechtigkeit in einer neoliberalen Gesellschaft wie den USA, für Frieden, Nachhaltigkeit und einen menschenwürdigen Umgang mit gesellschaftlich diffamierten Gruppen wie den Homosexuellen, den Latinas und Latinos, den Illegalen, wurde zum Kennzeichen eines lebendigen, engagierten und gottverwurzelten Ordenslebens. Die Formen des Gemeinschaftslebens und des Gebets änderten sich. Viele Schwestern zogen aus den Mutterhäusern aus, um alleine in sozialen Brennpunkten zu leben, oder um kleine Lebensgemeinschaften zu gründen, die in den unübersichtlichen Metropolen der USA zu lebendigen Zellen wurden für alle, die kein Zuhause mehr haben – sei es im spirituellen Sinn, sei es ganz elementar verstanden, weil sie ihre Wohnung aufgeben mussten, nachdem ihnen der Job gekündigt worden war.

Ordensfrauen in den USA sind auf diese Weise zum aussagekräftigen Zeichen geworden für einen Gott, der an der Seite der Entrechteten zu finden ist. Sie stehen für eine Gesellschaft, in der es nicht angeht, dass Reichtum und ein gutes Leben einer kleinen Minderheit vorbehalten bleibt, während nicht wenige US-Amerikaner nicht ein-

mal das nötige Geld für eine Krankenversicherung aufbringen können.

KONTEXTUALISIERUNGEN FÜHREN (NOTWENDIG) ZU VERUNSICHERUNGEN

Diese Kontextualisierungen des US-amerikanischen Ordenslebens, die sich ganz dem inkarnatorischen Prinzip verdanken, dass sich Gott als ein Gott in Welt ausgesagt hat, haben auch zu Verunsicherungen geführt: diese sind in den Ordensgemeinschaften selbst spürbar, in traditionellen Kirchenkreisen, aber auch, wie die Visitation und die lehramtliche Untersuchung gezeigt haben, bei den kirchlichen Leitungsträgern. Was sich hier an Verunsicherung auftut, zeigt sich als entscheidende Frage für Kirche und Christsein heute insgesamt: die Frage nach Identität und Kontextualisierung, nach Form und Inhalt, nach dem, was bleibt und was sich ändern muss, damit das Evangelium frohe Botschaft bleiben kann – theologisch gesprochen: die Frage nach der Inkulturation des Christentums. Diese Fragen sind nicht neu. Sie begleiten das Christentum seit seinen Anfängen und führten nicht selten zu Krisen und Konflikten. Petrus und Paulus als Urfiguren dieser Frage, wie die Inkulturation des Christseins denkbar ist, geben davon beredtes Zeugnis. Sie sind der Kirche als bleibende Erinnerung ins Herz geschrieben, dass nicht die Autorität durch äußere Macht allein maßgebliches Instrument ist, den Willen Gottes ausfindig zu machen. Die äußere Autorität muss sich vielmehr an die Autorität zurückbinden, die durch die innere Verbindung zu Christus entsteht, und ist letztlich auch erst in dieser inneren Autorität begründet. Diese Krisen und Konflikte – so zeigt allein ein Blick in die Geschichte – können das

Christentum wachsen lassen (s. Konflikt auf dem sogenannten Apostelkonvent mit der Frage nach den Zugehörigkeitsvoraussetzungen zum Christentum) oder auch zurückwerfen, wenn sie eher durch ängstliches Ausagieren von Macht, denn durch Vertrauen und Hören auf Gott und die Menschen entschieden werden.

„VERSUCHUNGEN“ IM KONTEXTUALISIERUNGSPROZESS

Insgesamt – und auch das zeigt sich an beiden kirchlichen Verfahren gleichsam lehrbuchartig – macht die Frage nach der angemessenen Kontextualisierung des Evangeliums und damit des Ordenslebens mit ihm zwei grundlegende „Versuchungen“ ansichtig. Die eine „Versuchung“ – und diese ist zur Zeit durch die vatikanischen Behörden und eine nicht kleine Anzahl unter den Bischöfen repräsentiert – besteht darin, aufgrund einer Angst, die eigene Identität zu verlieren, auf bestimmten, festgelegten Formen und Verstehensweisen des Evangeliums zu beharren, die bislang hilfreich waren. Die andere „Versuchung“ – und dieser sehen die vatikanischen Behörden und nicht wenige Bischöfe zur Zeit die US-amerikanischen Ordensfrauen ausgesetzt – besteht darin, die eigene Identität aufzugeben, um ganz in den Formen aufzugehen, die der jeweilige Kontext zur Verfügung stellt.

DAS INKARNATORISCHE PRINZIP ALS WEISE GOTTES, DAS VERHÄLTNIS GOTTES ZUR WELT ZU ENTSCHEIDEN

Im Grunde geht es also bei der Frage nach der Kontextualisierung des Evangeliums und damit

aller aus dem Evangelium resultierenden Lebensweisen um die Frage, wie die Beziehung von Gott und Welt zu verstehen und zu gestalten ist. Diese Frage nach der In-Beziehung-Setzung von Gott und Welt aber hat Gott selbst eindeutig in der Inkarnation entschieden und als Verhältnis ausgedeutet, Gott in Welt zu suchen und zu finden, auch wenn Gott nicht in Welt aufgeht, sondern von ihr unterschieden ist. Damit ist keine Rezeptur formuliert, mittels derer rein deduktiv und a-geschichtlich festgestellt werden könnte, welche Kontextualisierungen dem Evangelium entsprechen und welche es verstellen. Damit ist aber ein Prinzip aufgerichtet, an dem sich alle Kontextualisierungen – und auch alles beim Alten zu belassen ist eine Weise der Kontextualisierung – zu messen haben: das inkarnatorische Prinzip steht gegen das Prinzip der Entweltlichung und eine Mentalität, die Gott von der Welt zu separieren sucht, für einen kleinen heiligen Rest plädiert und die Kirche damit in ein Ghetto katapultiert. Das inkarnatorische Prinzip als Maßstab für die Kontextualisierungen des Evangeliums hilft verstehen, dass Kontextualisierungen deutlich machen müssen, dass in den gelebten Formen des Christseins der lebenseröffnende, menschenfreundliche und heilschenkende Gott aufscheint. Wo dies nicht der Fall ist, wo Kontextualisierungen Menschen brechen, verängstigen, unterdrücken oder gar eliminieren, dort ist auch Gott nicht.

KONTEXTUALISIERUNGEN BRAUCHEN DEN DIALOG ALLER „THEOLOGISCHEN ORTE“

Könnte in einem ersten Zugang das inkarnatorische Prinzip als Maß der Kontextualisierungsprozesse herausgearbeitet werden, zeigt sich

zweitens, dass dieses Prinzip im Dialog ausgedeutet werden muss. Dazu haben sich im Laufe der Zeit unterschiedliche Instanzen in der Kirche herausgebildet, die einander in einem solchen Dialog befruchten können und sollen: das Lehramt ist darunter nur eine. Sie ist auch nicht eine in sich hermetisch abgeschlossene Instanz, sondern muss sich selbst gegenüber anderen „theologischen Orten“ immer wieder selbst verstehen und ausweisen (vgl. DV 10, Konzilskompendium, 373). Die Schrift als *norma normans non normata* ist der Maßstab von allem. Die Tradition und die Theologie gelten als andere Instanzen, auch der *sensus fidelium* oder die sogenannten „loci alieni“, also Kultur, Kunst, Musik – um nur einige zu nennen – haben erkenntnistheoretisches Gewicht, wenn es darum geht, das Geheimnis Gottes für die jeweilige Zeit auszuloten. Insofern würde es gut tun, wenn die Verdächtigungen gegenüber den US-amerikanischen Ordensfrauen zurückgenommen und in ein theologisches Gespräch überführt würden, was das Eigentliche des Christseins heute ist, wie es in der Welt von heute gelebt werden kann und wie Kirche dadurch in ihrem wesentlichen Charakter vertieft wird, Pro-Existenz zu sein, also das Für-Sein Jesu für den Vater und für die Welt zum Ausdruck zu bringen. Übersetzt für das Ordensleben hieße das, danach zu fragen, wie das Eigentliche des Ordenslebens in unserer Zeit, in den Kontexten, in denen wir heute leben, am besten ausgesagt werden kann. Dann würde rasch deutlich werden, dass die Authentizität des Ordenslebens nicht von bestimmten tradierten Formen her entschieden werden kann: etwa dass alle Mitglieder einer Gemeinschaft am selben Ort leben müssen, um dieselbe Arbeit verrichten und an gemeinsamen Gebetszeiten teilnehmen zu können. Dann könnte vielmehr plausibilisiert wer-

den, dass sich die Authentizität des Ordenslebens daran bemisst, wie in ihm der Gott Jesu Christi als Quelle allen Lebens ansichtig wird (*contemplatio*), wie im konkreten Leben der Schwestern, aber auch der Institutionen die Entschiedenheit für Gott zum Ausdruck kommt, der sein Herz für die Menschen aufgetan hat und von daher auch nur bei ihnen gefunden wird (*compassio*), und ob und wie die Formen des Gemeinschaftslebens (*communio*) Raum und Möglichkeit geben, immer mehr auf Gott und die Menschen hin zu wachsen (vgl. *Schambeck* 2003; 2007, 88–110; 2009).

FAZIT

Diese Fragen aber können nur im Dialog, im wachen Hören auf Gott und die Menschen gelöst werden. Das braucht Zeit und Mut zum Experimentieren. Das wird freilich auch bedeuten – wie das beim Erkunden neuer Wege in neuen Zeiten immer der Fall sein wird –, Umwege in Kauf nehmen zu müssen, oder sich manchmal auch in Sackgassen oder auf irrigen Wegen wiederzufinden. Das ist den Begrenzungen unseres Lebens und unserer Einsicht geschuldet. Wichtig bleibt zu vertrauen, dass letztlich Gott es ist, an dem wir uns orientieren und um den es geht. Von

daher würde „support“ mehr nützen als „suspicion“, Unterstützung mehr als Verdächtigung, Gespräche mehr als Berichte, die nur einer bestimmten Gruppe zur Verfügung stehen; denn wir alle sind je neu unterwegs, den Willen Gottes für heute zu erkunden. Und um nichts weniger geht es hier. Insofern ist der vatikanische Konflikt mit den US-amerikanischen Ordensfrauen nicht nur ein regional begrenztes Ereignis. ■

LITERATUR

- Haas, Michaela**, Heiliger Zorn. In den USA werden gerade ein paar rebellische Nonnen sehr berühmt, SZ Nr. 299 vom 28.12.2012, S. 3.
- Mallon, Colleen Mary**, Gracious Resistance. Religious Women Charting an Ecclesiastical Path, in: Gaillardetz, Richard R., *When the Magisterium intervenes. The Magisterium and Theologians in Today's Church*, Minnesota 2012.
- Schambeck, Mirjam sf**, Aus der Gottessehnsucht leben – Ordenstheologie in Zeiten des Übergangs, in: *GuL* 76 (2003) 243–253.
- Schambeck, Mirjam sf**, Die Gottessehnsucht – Motiv und Horizont des Ordenslebens, in: Gruber, Margareta / Kiechle, Stefan (Hg.), *Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken*, Würzburg 2007, 88–110.
- Schambeck, Mirjam sf**, Praktische Theologie des Ordenslebens, in: *GuL* 82 (2009) 209–222.
- Schneiders, Sandra M.**, *Prophets in Their Own Country. Women Religious Bearing Witness to the Gospel in a Troubled Church*, New York 2011.

KURZ NOTIERT

www.apostolicvisitation.org/en/materials